Nr. 182. Mittwoch, den 7. August 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „**Die Neue Welt**“ und „**Die arbeitende Jugend**“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „**Die Neue Welt**“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. **Hamburg 36** Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: **C. Döring** in **Hamburg**.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. **Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen** 20 ₰. **Anzeigen-Annahme** Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: **St. Pauli**, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel**, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Wilhelmsburg** bei H. Möller, Schulstr. 13. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Eine neue Gefahr.

Man beschäftigt sich zurzeit sehr lebhaft mit allerlei Gefahren, welche die Zukunft bringen kann und auch wohl einmal bringen wird. Die einen fürchten den alle Kultur vernichtenden Weltkrieg, andere haben Sorgen wegen des Rückgangs der Geburtenziffer, und wieder andere denken darüber nach, was aus der Menschheit werden soll, wenn einmal die Kohlenvorräte erschöpft sind. Währenddessen ist eine andere Gefahr näher gerückt und ist schon dicht an der Grenze angelangt. Aus Nordamerika ist sie gekommen, und in der Schweiz ist sie schon akut geworden. Es handelt sich nämlich um eine neue Behandlung von geisteskranken Verbrechern und ein Verfahren, wodurch sie für die Mit- und Nachwelt unschädlich gemacht werden sollen. In der nordamerikanischen Union sind einige „Sozialhygieniker“ auf den genialen Gedanken gekommen, dieses Verbrechertum auszurotten, indem man ihm die Fortpflanzung unmöglich macht. Geisteskranke Verbrecher sollen kastriert, geisteskranke Verbrecherinnen sollen durch operativen Eingriff steril gemacht werden. Man geht dabei von dem Beispiel eines Verbrechers in Nordamerika aus, dessen Nachkommenschaft sich in 75 Jahren auf 1200 Köpfe vermehrt haben soll; darunter befanden sich, wie ein Züricher Arzt aufzählt, 310 Gewohnheitsbettler, die zusammen 2300 Jahre in Armenhäusern verpflegt wurden, 50 Prostituierte, 7 Mörder, 60 Gewohnheitsdiebe und 130 andere Verbrecher; die Kosten, welche die Nachkommenschaft dieses einen Menschen dem Staate und den Gemeinden verursacht haben soll, belaufen sich, wie es heißt, auf verschiedene Millionen.

Dieses Beispiel trägt den Stempel des echt nordamerikanischen Humbugs so deutlich an sich, daß man sich nur wundern kann, wie Leute, die als Männer der Wissenschaft angesehen sein wollen, es ernst nehmen. Wenn unter 1200 Menschen sich 7 Mörder und 50 Prostituierte befinden, so ist das bei den heutigen gesellschaftlichen Zuständen gar nichts Auffallendes, am allerwenigsten in gewissen Teilen Nordamerikas. Selbst wenn man die Vererbungstheorie bis in ihre äußersten Konsequenzen anerkennt, muß man bei einigem Nachdenken doch stutzig werden. In einem Gemeinwesen, das seinen Mitgliedern die Existenz garantiert, indem es ihnen lohnende Arbeit schafft und sie zur Arbeit verpflichtet, wird man keine Prostitution und keinen Gewohnheitsbettel kennen. Diese Uebel, die eine direkte Folge sozialökonomischer Zustände sind, mit der Vererbung in Verbindung zu bringen, ist ebenso lächerlich, als wenn man bei allen Angehörigen der oberen Zehntausend von vornherein annehmen wollte, daß sie alle „der Väter Tugend“ ererbt haben.

Auf Grund solcher Resultate „wissenschaftlicher Forschung“ ist man in Nordamerika dazu gekommen, vorbeugende Maßregeln dagegen zu treffen, daß die geisteskranken Verbrecher sich fortpflanzen können. Die neuere Gesellschaftswissenschaft hat zu der Auffassung geführt, daß so ziemlich jeder Verbrecher „nicht normal“, das heißt geistig gestört ist. Erkennt man diese Auffassung als richtig an, so müßten sich die vorbeugenden Maßnahmen eigentlich nicht nur auf die in Irrenhäusern befindlichen, sondern so ziemlich auf alle Verbrecher erstrecken.

Zunächst hat man in Nordamerika für geisteskranke Verbrecher die Ehe erschwert. Dies will aber wenig bedeuten, da dann noch das weite Gebiet der außerehelichen Fortpflanzung und Vererbung offen steht.

1907 hat nun der nordamerikanische Unionsstaat Indiana ein Gesetz bekommen, nach welchem den staatlichen Anstalten für Verbrecher und Schwachsinnige je zwei Chirurgen zugeteilt werden. Finden nun die „kompetenten Behörden“, daß „die Fortpflanzung eines Insassen nicht wünschenswert und daß eine Besserung seines Zustandes durchaus nicht wahrscheinlich ist“, so wird er zur Fortpflanzung unfähig gemacht. So berichtet der schweizerische Arzt Dr. Hans Maier, und er teilt weiter mit, daß in Indiana während der ersten vier Jahre des Bestehens dieses Gesetzes „nahezu 900 Männer, hauptsächlich Verbrecher“, kastriert worden sind. In andern Staaten der Union sind ähnliche Maßnahmen in Vorbereitung.

In der Schweiz hat man diese Methode der Behandlung geisteskranker Verbrecher nachgeahmt, und Dr. Hans Maier hat die schöne Hoffnung, daß man bald in ganz Europa dahin gelangen wird. Dr. Emil Oberholzer berichtet über 19 Fälle von Kastration resp. Sterilisation, die in den Irrenanstalten der Kantone Zürich und St. Gallen vorgenommen worden sind. Dort scheint man sich wesentlich darauf verlegt zu haben, Frauen für die Fortpflanzung unfähig zu machen. Wir können den Bericht Oberholzers nur nach Auszügen in den Blättern beurteilen; was wir da finden, ist vollauf genügend, um die neue Gefahr zu beleuchten. Wie weit man dort bereits gelangt ist, geht daraus hervor, daß in einer Irrenanstalt des Kantons St. Gallen ein Dienstmädchen, das als „moralisch defekt“ bezeichnet ist, steril gemacht wurde, und zwar nicht nur, um die Vererbung des „moralischen Defekts“ zu verhüten, sondern auch, „weil der sexuelle Faktor, der für ihre Lügenhaftigkeit und ihre Diebstähle mitbestimmend war, bis zu einem gewissen Grade ausgeschaltet werden sollte“. Dasselbe geschah auch bei einer „mit suggestionskräftiger Lügenhaftigkeit“ ausgestatteten geschiedenen Frau. Man denke sich einmal alle die Konsequenzen dieser Fälle aus!

Nun liegt gerade die Irrenpflege noch so ziemlich überall im argen, und man braucht an die zahllosen Fälle kaum zu erinnern, in denen unglückliche Menschen irrtümlich oder auf Veranlassung von ihnen feindlich gesinnten Elementen, gierigen Erben usw. in die Irrenhäuser geraten sind. Und nun sollen sie auch noch der Gefahr ausgesetzt werden, daß ein Arzt die Männer kastrieren und die Frauen sterilisieren lassen kann. Für die Männer hat man noch eine besondere Art der Sterilisation erfunden, die „unschädlich“ sein soll.

Wie weit ist man da noch davon entfernt, die rückfälligen Verbrecher überhaupt fortpflanzungsunfähig zu machen? Und wenn Justizirrtümer vorliegen?

Dr. Maier sagt: „Wenn wir nicht lernen, jenen Lasten wenigstens für eine spätere Zukunft einen Damm zu setzen, so werden bei unsern Nachkommen die gesunden und lebenskräftigen kulturtragenden Elemente notleiden unter den Lasten der Fürsorge für die Kranken und Elenden, Unbrauchbaren und Schädlichen.“

Ei, warum kommt man da nicht auf die alten Spartaner zurück, die alle schwächlichen und mißgestalteten oder krüppelhaften Kinder in die Abgründe des Taygetus warfen? Da kommt es doch auf ein bißchen mehr oder weniger Barbarei nicht mehr an.

Diese Art der Vorbeugung der Fortpflanzung geisteskranker Verbrecher ist erst in den Anfangsstadien. Sie wird sich aber, wenn kein kräftiger Widerstand geleistet wird, entwickeln, und zwar dahin, daß Mann und Frau, sobald sie mit den Strafgesetzen in Konflikt geraten, auch in Gefahr sind, der Kastration und Sterilisation unterzogen zu werden. Aerzte, welche für die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung besorgt sind, werden sich dabei besonders hervortun. So werden die Opfer dieser Gesellschaftsordnung noch doppelt grausam bestraft werden. Diese Uebertreibung der Vererbungsthorie kann für die Justiz der Zukunft so gefährlich werden, wie der Hexenwahn für die Justiz der Vergangenheit.

Halten wir den Gedanken der modernen Humanität fest gegenüber diesen Barbareien, und kämpfen wir um so eifriger für die Entwicklung zu höheren Stufen der Gesellschaftsform, für die Beseitigung der Ausbeutung der Massen und der Klassenherrschaft. Sind wir dahin gelangt, so werden sich Irrsinn und Verbrechertum ganz bedeutend reduzieren.

Der Wahlkampf in Württemberg.

Mit der diesjährigen Frühjahrstagung, die am 28. Juni schloß, hat der württembergische Landtag seine sechsjährige Legislaturperiode beendet. Ein nochmaliger Zusammentritt beider Kammern im Oktober dient nur formellen Zwecken. Im November und Dezember werden die Neuwahlen stattfinden, mit deren Vorbereitung alle Parteien zurzeit eifrig beschäftigt sind.

In den letzten 20 Jahren waren die politischen und parlamentarischen Verhältnisse des Schwabenlandes wesentlichen Veränderungen unterworfen und von den nächsten Wahlen sind neue Verschiebungen zu erwarten. Bis anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herrschte in der Zweiten Kammer das konservative Element. Durch die Verfassung schon war der konservativen Richtung ein Vorsprung garantiert, insofern auf Grund derselben 23 adelige und kirchliche Privilegierte der Zweiten Kammer angehörten. Dazu kam die konservative Landespartei, von der sich die „deutsche“ (nationalliberale) Partei nicht erheblich unterschied. Gegenüber diesen die große Mehrheit der Zweiten Kammer bildenden Gruppen vermochte die demokratische Fraktion der „Linken“, der damals auch die katholischen Demokraten angehörten, die bei Gründung des württembergischen Zentrums im Jahre 1895 zu diesem übergingen, nicht aufzukommen. Mit aller Vehemenz richtete daher die den Hauptbestandteil der Linken bildende Volkspartei in der Agitation den Kampf gegen die Landespartei und die deutsche Partei. Als populärste Forderungen wurden aufgestellt: Entfernung der Privilegierten aus der Zweiten Kammer, Abschaffung der lebenslänglichen Amtsdauer der Ortsvorsteher. Im Wahlkampf 1895 wurde die mächtige „Herren- und Schulzenpartei“, wie die Nationalliberalen von den jungen volksparteilichen Führern Payer und Haußmann genannt wurden, dezimiert, die Landespartei aufgerieben und die Volkspartei, trotz der Selbständigmachung des Zentrums unter des jungen Gröbers Führung, zur stärksten Fraktion des Hauses. Die Sozialdemokratie, die sich bereits seit 1876 an den Landtagswahlen beteiligte und gleich beim ersten Anlauf ihren Dr. Dulk in die Stichwahl brachte, war bis 1895 ohne Vertretung geblieben; jetzt sandte sie ihre zwei ersten Abgeordneten in die Kammer. Die Volkspartei ergriff Besitz vom Präsidium, das Herr v. Payer nunmehr 18 Jahre innehat, und gab die Parole der „weisen Mäßigung“ aus. Durch eine gewandte Taktik erlangte sie einen gewissen Einfluß auf die Regierung, die nun durch Gesetzentwürfe, betreffend die Reform der Verfassung und der Gemeindeverwaltung, den beiden wichtigsten Forderungen der Opposition entgegenkam. Aus der volksparteilichen Oppositionspartei wurde eine Regierungspartei. Trotz größter Nachgiebigkeit gegenüber den Bedingungen der Nationalliberalen und des Zentrums scheiterten beide Reformen und es kam bei den Wahlen Ende des Jahres 1900 nicht nur zwischen Volkspartei und Zentrum, sondern auch zwischen Volkspartei und Nationalliberalen zum schärfsten Kampf. Die Volkspartei behielt die Führung auch im folgenden Landtag. Die Schulzenreform kam nun in der verkümmerten Gestalt, daß die im Amt befindlichen Gemeindevorsteher auf Lebensdauer im Amt bleiben, während die Amtsdauer der Neuzuwählenden auf zehn Jahre festgesetzt wurde, zustande. Um die Reform der Verfassung zu ermöglichen, mußte die Erste Kammer zuvor noch durch Ablehnung eines bescheidenen Volksschulgesetzes die fortschrittlich denkenden Kreise der Bevölkerung provozieren. Diese Herausforderung rief eine starke Volksbewegung hervor, an der sich auch die Nationalliberalen beteiligten. Die Volkspartei neigte sich, unter Preisgabe wichtiger alter Programmpunkte, zu den Nationalliberalen hinüber und machte auch den Adelsvertretern weitgehende Konzessionen, um diese mit ihrer Entfernung aus der Zweiten und teilweisen Versetzung in die Erste Kammer auszusöhnen. So wurde im Jahre 1906 die Verfassungsreform gegen den Widerstand des Zentrums, das unerfüllbare Bedingungen kirchen- und schulpolitischer Art stellte, durchgeführt. Auch die sozialdemokratische Fraktion, die 1901 mit fünf Mann eingetreten und inzwischen durch Nachwahlerfolge auf sieben Mann angewachsen war, stimmte der Reform zu und verhalf ihr damit zur notwendigen Zweidrittelmehrheit. Eine Reihe reaktionärer Veränderungen, besonders die Verstärkung der Ersten Kammer, war von unsern Vertretern ohne Erfolg bekämpft worden, die Ersetzung der Privilegierten durch 22 Proporzabgeordnete erschien ihnen jedoch so wertvoll, daß sie das Scheitern des ganzen Werks nicht verantworten wollten.

Von da ab trat die „reine Volkskammer“ in Tätigkeit, die im Dezember 1906 und Januar 1907 erstmals gewählt wurde. Die Bewertung der Verfassungsreform durch unsere Fraktion erwies sich als zutreffend, die Zahl unserer Vertreter schnellte auf 15 hinauf, während die Partei ohne Reform nur auf 9 Abgeordnete gekommen wäre. Aber zu ihrem vollen Recht kam die Sozialdemokratie auch jetzt noch nicht. Als stärkste Partei, die sie nun geworden war, hätte sie bei proportionaler Vertretung 23 Mandate bekommen müssen, die Volkspartei 20 (sie erhielt 24), das Zentrum 22 (25), die Konservativen und Landwirtsbündler 13 (15), die Nationalliberalen 14 (13). Trotz der engen Beziehungen der Volkspartei zu den Nationalliberalen gerieten diese beiden Parteien bei den letzten allgemeinen Landtagswahlen noch einmal heftig aneinander. Die Nationalliberalen verbündeten sich mit den konservativen Agrariern, worauf von den Führern der Volkspartei die Anklage wegen „Verrats des Liberalismus“ gegen sie erhoben wurde. Unmittelbar darauf entstand der Bülowblock, der die beiden Parteien in der Reichspolitik eng aneinander führte, und damit wurden auch die Gegensätze zwischen ihnen in der Landespolitik immer kleiner. Besonders in den Fragen sozialpolitischer Art gleicht die Haltung der Volkspartei derjenigen der Nationalliberalen wie ein Ei dem andern. Und jetzt sind wir soweit, daß die ehemals demokratische Volkspartei mit den Nationalliberalen völlig verbündet in den Wahlkampf zieht.

Das zwischen diesen Parteien abgeschlossene Wahlabkommen umfaßt 65 von im ganzen 69 Einerwahlbezirken. (In Groß-Stuttgart werden 6 und in den beiden Landeswahlkreisen zusammen 17 Abgeordnete durch den Proporz gewählt.) Mit Bezug auf drei Bezirke wurde eine Einigung nicht erzielt, in einem vierten Bezirk unterstützen die Nationalliberalen auf Grund eines bei der Reichstagswahl verhandelten Versprechens den bündlerischen Kandidaten. Die Nationalliberalen zieht es überhaupt immer noch ein bißchen nach rechts. Das kommt davon, daß der „Schwäb. Merkur“, der als ihr inoffizielles Organ der Partei gilt, von jeher halbkonservative Politik treibt, daß ferner dem höheren Beamtentum, das in dieser Partei stark vorherrscht, ein pietistischer Einschlag eigen ist, daß endlich die Nationalliberalen sich bisher in der Wahlabhängigkeit vom Bund der Landwirte befanden. Besonders aus dem letzteren Grunde werden sie auch im jetzt beginnenden Wahlkampf ihre Liebe nicht der Volkspartei allein, sondern ein bißchen davon auch den Konservativen schenken. Die bedeutsamste Erscheinung der Wahlvorbereitungen aber bleibt trotzdem der Zusammenschluß der Volkspartei mit den Nationalliberalen, deren schärfste gegenseitige Bekämpfung einer längeren Periode der politischen Entwicklung Württembergs das charakteristische Gepräge gab.

Gegenüber den Lobgesängen der freisinnigen Presse auf die „lierbale Gemeinbürgschaft“, die durch das Abkommen besiegelt worden sei und die nun eine fortschrittliche Entwicklung des Schwabenlandes garantiere, muß festgestellt werden, daß durch dieses Abkommen die Stellung der Nationalliberalen nicht die geringste Verschiebung erfährt. Sie bleiben die Schwankenberger, die im entscheidenden Moment konservative Politik zu machen pflegen. Geändert hat sich nur die Stellung der Volkspartei, oder richtiger: die allmähliche Rechtsschwenkung der bürgerlichen Demokratie findet jetzt ihren deutlichen Ausdruck. Diese Rechtsschwenkung lief parallel mit der wirtschaftlichen Entwicklung, in der sie ihre Ursachen hat. Das den 48er Traditionen huldigende Kleinbürgertum tritt im politischen Leben immer mehr zurück. Auf der einen Seite hat das Großunternehmertum stärksten Einfluß gewonnen, auf der andern wächst die Arbeiterklasse zu einer stärker und stärker werdenden politischen Macht heran. In Württemberg vollzieht sich diese Entwicklung zwar etwas langsamer als in andern Gebieten des Reichs, aber sie ist dafür eine um so stetigere. Wie die Nationalliberalen so ist auch die Volkspartei durchsetzt von Vertretern der Großindustrie, deren politisches Gewicht wie überall weit größer ist als ihre Zahl. Nicht das Streben nach Freiheit und Gleichberechtigung, das die Kleinbürger, soweit sie politisch aufgeweckt waren, vor 50 Jahren erfüllte, gibt heute mehr die Richtung der volksparteilichen Politik an, sondern das wirtschaftliche Interesse der Industriellen, mit denen die an der Spitze der Partei stehenden Intellektuellen finanziell verschwägert sind. Die Volkspartei und die Nationalliberalen stellen sich also im wesentlichen dieselben Aufgaben. Zwar ringen innerhalb der Volkspartei auch noch die kleinbürgerlichen Interessen und in neuerer Zeit die Interessen der mittleren und niederen Beamten und Volksschullehrer um Berücksichtigung, die Oberhand aber haben bereits und behalten die Vertreter der Industrie. Da die Industrie in Süddeutschland und besonders in Württemberg vorwiegend Fein- und Fertigindustrie ist, weichen ihre Bedürfnisse von denen der Schwerindustrie in mancher Richtung ab.

Für zwei gleichgeartete Parteien ist nun in einem Lande wie Württemberg kein Boden vorhanden, denn durch die Ausbreitung der Sozialdemokratie und die auch den Parzellenbauer erfassende Agitation des Bundes der Landwirte wird das Rekrutierungsgebiet für die liberalen Parteien immer kleiner. Ein Grund mehr für sie, die Zweiteilung aufzugeben, die Kräfte zu vereinigen. Für die Führung der Volkspartei war das ein Gebot der Not, wenn sie nicht freiwillig auf die Position verzichten wollten, die sie gegenüber der Regierung seit 18 Jahren eingenommen haben. Die Reichstagswahlen zeigen nur zu deutlich, wie die Sozialdemokratie in vielen Landtagswahlbezirken, die bisher liberal vertreten waren, „bedrohlich“ angewachsen ist. Gegen diese „Gefahr“ soll das Wahlabkommen eine Schutzwehr bilden. Zugleich soll es dem Ansturm der Schwarz-Blauen, die gleichfalls verbündet den Kampf aufnehmen, trotzen. Wie in der Reichspolitik, so halten auch in der Landespolitik die Bündler und Konservativen mit dem Zentrum treue Waffenbrüderschaft. Die vielfachen Volksschul- und sonstigen die Geisteskultur berührenden Debatten des Landtags während der letzten sechs Jahre ließen über die Seelenverwandtschaft der katholischen und protestantischen Lichtfeinde keinen Zweifel. Die konfessionelle Schichtung des württembergischen Volkes erleichtert die wahltaktische Verständigung zwischen ihnen. Das Zentrum beherrscht eine bestimmte Anzahl scharf abgegrenzter Wahlbezirke mit überwiegend katholischer Bevölkerung, über die es nicht hinauskommen kann. Hier macht ihm der Bund der Landwirte, der die konservative Partei vertritt, keine Konkurrenz. In allen übrigen Bezirken werden die Zentrumsstimmen ohne weiteres den Bündlern zur Verfügung gestellt. Mit Hochdruck arbeiten die reaktionären Alliierten dort, wo sie die Hoffnung auf Eroberung eines bisher liberal vertretenen Bezirks hegen. Zur Strafe dafür, daß die Nationalliberalen den bündlerischen Lockrufen zum Anschluß nach rechts nicht in dem gewünschten Maße gefolgt sind, werden vielfach den Nationalliberalen bündlerische Kandidaten gegenübergestellt, was noch bei der letzten Wahl nicht der Fall war. Wo diese Bekämpfung zu zweiten Wahlgängen führt, in denen die Sozialdemokratie ernstlich in Betracht kommt, wird schließlich die Einigung zwischen Bündlern und Nationalliberalen schon noch zustande kommen.

Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, die mit voller Selbständigkeit und Unabhängigkeit den Kampf aufnimmt. Zu einem Großblock, für den die Volkspartei ohne weiteres zu haben gewesen wäre, fehlt in Württemberg der geeignete Boden. Weder die Sozialdemokratie, noch die Nationalliberalen würden einen solchen mitmachen. Es ist daher überhaupt kein Versuch zur Schaffung eines solchen gemacht worden. In der sechsjährigen Landtagsperiode haben die Nationalliberalen, Volksparteiler und Sozialdemokraten zwar in Kultur- und Volksbildungsfragen oft Mehrheiten gebildet, nicht selten aber war, besonders in sozialen Fragen, die Gruppierung eine völlig umgekehrte: Sozialdemokratie und Zentrum wurden in eine Reihe gedrängt und setzten kleine soziale Fortschritte durch. Noch häufiger waren die Fälle, in denen die Sozialdemokratie mit ihren Anträgen und Forderungen ganz allein blieb.

Im Hochwald.

Erzählung von Gustav Hedenvind-Eriksson.
Aus dem Schwedischen von A. Lütjohann.

[6] (Nachdruck verboten.)

Ein Geächteter.

Der große Sturm hatte viele Gehöfte arg mitgenommen. Von einigen hatte er das Dach heruntergeweht, von andern den Schornstein. Das ganze Dorf bot einen kläglichen Anblick, eine Art Uebergangsperiode von einer grauen, sonnenverbrannten Zeit zu einer neuen, kaum erst geahnten. Im großen gesehen grämte man sich jedoch nicht sonderlich über die Sache, denn mit dem Abholzen der Wälder war von Süden herauf eine neue Baukunst ins Land gekommen, und auch Geld, wofür man bauen konnte. Die alten Häuser sollten ja doch fort. Und im Kleinen gesehen wuchs jetzt an Stelle der gefallenen Baumriesen allerlei häßliches Gewürm und Geziefer heran, das weder Geld besaß, wofür es bauen konnte, noch ein Sandkorn, um darauf zu bauen, weswegen es ihm denn vollständig gleichgültig war, wie es im Dorf stand, recht oder das Oberste zu unterst.

Obwohl die alte Kate zwischen dem Steingeröll, in der Göran Maler wohnte, seit undenkbarer Zeit immer die häßlichste von allen gewesen, war sie jetzt doch die schmucke. Schief und krumm und grün von Moos war sie, und da ihr Dach schon vorher eingesunken, hatte ihr der Sturm nicht allzuviel anhaben können. Seit zwanzig Jahren hatte sie mit ihren krummen, buchtigen Wänden so dagestanden, als sei sie im Begriff, den Abhang hinunter zu rollen, aber jetzt hatte sie gezeigt, daß sie sicherer stand als manches stattlichere Haus.

Göran Malers Kate war wie die Armut selber — sie war sich gleich bei jedem Wetter und Wind. Und die Leute meinten, sie sei genau wie Göran. Nicht beizukommen, weder im Guten noch Bösen!

Göran Maler war nicht nur dem Küster und Sven Kahnbauer ein Gegenstand des Hasses, sondern auch allen andern, die mehr hatten als er, und das waren viele, denn Görans ganzer Reichtum bestand aus seiner Frau und zwei hungrigen Kindern, — — ihren Lumpen, in denen sie gingen und standen. Damit ließ sich eben kein Staat machen. Als Ursache dieser allgemeinen Verachtung gab man an, daß Göran einmal in der äußersten Not ein Schaf von der Weide gestohlen, wobei er aber ertappt worden. Obgleich er ein geschickter Maler war, wollte ihm seither niemand mehr Arbeit geben, und wenn er sie auch umsonst gemacht hätte. Der arme Teufel stand ein für allemal außerhalb der menschlichen Gesellschaft. Da war es denn die Frau, die für den Unterhalt der Familie sorgen mußte. Das war kein Vergnügen, denn wenn sie auf Tagelohn aus war, mußte sie ständig ihren unverbesserlichen Göran hinunterschlucken — hier gehängt und da ertränkt, und da auf Kohlen gebraten, und immer mit den Salben geölt, die nur menschliche Zungen zu bereiten wissen.

Wäre Göran dadurch gebessert worden, hätte man ja diese Behandlung als eine Wohltat für ihn und die übrige Menschheit betrachten können, aber die Folge war eine andere. Denn er wollte auch leben, und also spannte er denn Schlingen auf den Bergen aus und fischte im See, wobei er, da er keine eigenen Netze besaß, fremde benutzte, oder wohl auch solche nachsah, die andere Leute ausgelegt hatten. Da wuchs denn wiederum der Haß auf ihn und wurde zuletzt so stark und so überall gegenwärtig, daß Göran immer auf seiner Hut sein mußte und ihm die Augen nach allen Seiten herumgingen.

Inzwischen war die Kate auf dem steinigen Hügel wirklich sein getreues Abbild, ihr Inneres war in einer ebenso kläglichen Verfassung wie ihr Aeußeres. Bei dem umfangreichen Herd stand ein großer Haublock, daneben eine altersbraune Bank, und hinten an dem grünschillernden Fenster, in dem jede zweite Scheibe fehlte und mit Lumpen oder Moos verstopft war, ein wackeliger Tisch, gleichfalls braun vom Alter und immer leer. Unter der Decke hingen zwischen alten und neuen Spinngeweben zwei rostige eiserne Haken. Wenn jemand über den Fußboden ging oder wenn es wehte, rührten sie sich mit leisem Klirren hin und her. Und beständig fiel Erde zwischen den Balken von der Decke herunter. Unter dem Fußboden war ein Keller, der während Görans Herrschaft als eine Herberge für Mäuse und Ratten diente, denn selbst hatte er keine Verwendung dafür. Und hinter der Herdmauer hatte die ganze Familie ihr Lager — eine ausgezeichnete Schlafstube im Winter, wenn es kalt war, überdies fast ebenso vorteilhaft im Sommer, denn die Mücken verirrten sich nur selten dorthin, sondern ließen die Schläfer in Frieden.

Die Kinder sprachen von nichts weiter als von Essen. Sie legten Steine und Holzstücke auf den Herd und spielten, daß sie äßen, aber sie blieben immer gleich hungrig und das Ende war stets, daß sie nach der Mutter und nach Essen weinten. Wenn die Mutter dann von der Arbeit nach Hause kam, nahm sie ihre Kleinen halb weinend, halb lachend auf den Schoß — traurig, daß sie den ganzen Tag gehungert hatten, und glücklich, daß sie jetzt ihren Hunger stillen konnte. Und dann küßte sie sie, als hätte sie die Kinder für immer mit ihrer Zärtlichkeit sättigen wollen.

Aber Göran, dies Stiefkind unser aller Mutter, wurde immer weiter und weiter ins sumpfige Moor hinausgetrieben, bis er zuletzt nach allen erlaubten und unerlaubten Mitteln griff, um sich hoch zu halten, und es sah auch wirklich so aus, als würde ihm das noch eine Weile glücken.

Aber eines Abends, gerade wie er am Sennbergsee Fische in seine Rindenkiepe packen wollte, krachte ein Schuß zwischen den Windfällen, und Göran fühlte ein Stechen in seinem linken Bein. Er warf die Kiepe hin und lief davon, aber bald brannte ihm das Bein und wurde wie lahm und wollte nicht mehr mitfolgen. Schließlich fiel er der Länge nach hin und konnte nicht wieder aufstehen.

Als es spät wurde und er noch immer nicht nach Hause kam, wurde die Frau ängstlich, brachte die Kinder zur Ruhe und ging hinaus, um ihn zu suchen.

Lange irrte sie so im Walde umher und rief seinen Namen, bis sie endlich an den Steg im Senntal kam, da fand sie ihn in diesem kläglichen Zustand — in hellem Fieber und mehr tot als lebendig.

Sie eilte ins Dorf zurück, und durch vieles und inständiges Bitten brachte sie es endlich dahin, daß ihr einige Leute behilflich waren, den Mann nach Hause zu tragen.

Göran hatte eine Ladung Schrot ins Bein bekommen und damit war der Netzmarder und Fischdieb unschädlich gemacht. Er war für lange Zeit, vielleicht für immer, an sein ärmliches Lager hinter der Herdmauer gefesselt.

Aber damit hatte die Frau jetzt auch ein drittes Kind zu pflegen und zu warten — eine schwere, mühsame Aufgabe.

Bisweilen, wenn er sie mit seinem Gejammer und seinen Bosheiten ganz zur Verzweiflung getrieben, konnte sie in Tränen ausbrechen und ihm alles ins Gesicht schleudern, was die Leute von ihm redeten. Das war wohl eine Genugtuung, aber die war mit wenig Annehmlichkeiten verknüpft, denn sofort begann das große Kind über diese „verdammten Lügengeschichten“ zu fluchen und fand in seiner gekränkten Unschuld die Veranlassung zu einer neuen Bosheit.

So verflossen Tage und Wochen. Göran klagte und schimpfte, während die Kinder nach Essen schrien, und allmählich ging es dem langen, kalten Winter entgegen.

Die Frau war allein in ihrem Kampf für und gegen alle und alles.

Als schließlich ein Gerücht ging, Göran Maler würden vielleicht doch wieder aufkommen, lachten viele, und das Sprichwort: „Unkraut vergeht nicht“, war in aller Mund.

Die Brüder.

Einige Wochen, nachdem Göran Maler von seinem Unglück betroffen, kamen vier fremde Arbeiter nach der Kate zwischen dem Steingeröll. Sie waren auf der Suche nach einer Schlafstelle und hier fanden sie das Gesuchte. Drei von ihnen stammten von der Küste und kamen direkt vom „Kranichmoor“, wo sie den Sommer über Stämme geschleppt hatten, aber der vierte war im Binnenlande geboren. Das war der „freie Adler“ aus der „Wolke“ oder wie man ihn jetzt nannte: „Der Gefangene von Swarz-Oede“, weshalb er denn für ebenso fremd wie die andern angesehen ward. Niemand im Dorfe hatte die Vier bei sich aufnehmen wollen, ihnen aber Göran Malers Kate um so eifriger empfohlen.

Und jetzt wohnten sie da, schliefen hinter dem Herd und kamen in dem armen Hauswesen nicht übel zupaß; denn sie teilten ihr Essen ebenso ehrlich mit der Familie, wie diese ihre Schlafstelle mit ihnen teilte.

Göran Maler machte mit Stolz den Wirt, aber bald genug nahmen die Gäste das Regiment in ihre Hände, und nicht nur über das Haus, sondern auch über Göran selber, und weit öfter kam das Gehorchen und Schweigen an ihn als das Befehlen und Reden. Dennoch war er zufrieden; denn mit den langen einsamen Stunden war es jetzt aus, und ebenso mit der ständigen Armut. „Rein abgeschnitten wie ein Nabelstrang“, meinte Göran, und hätte er nicht noch immer hinter dem Herd liegen müssen und die Schmerzen im Bein gespürt, wäre ihm fast wie im Himmel gewesen.

Einer der Fremden war Bertil, hochgewachsen und schulterbreit — ein Herkules, mit gebogener Nase, scharfen Augen und braunem, welligem Haar. Die beiden andern waren klein und mager und hatten eine spitze Nase. Sie waren rothaarig und einander so ähnlich, daß man sie für Zwillinge halten konnte. Und ihre Namen waren: „Swante“ und „Swente“. Aber der „Adler“, der seit der Sturmnacht keinen neuen Horst gebaut, war der Häßlichste von allen: mit großem Kopf, beinahe vierkantigem Gesicht, dicken Lippen und abstehenden Ohren. Und doch war dies Aeußere nicht halb so seltsam wie sein Wesen und seine ganze Art. Die Kameraden nahmen jedoch keinen Anstoß daran und er zählte als ihresgleichen.

Dagegen hatte Swante einen Fehler, der ihm als wirkliches Gebrechen angerechnet wurde, er war sehr jähzornig. Er hatte den Namen „Schnaufel“ erhalten, womit sie seine unruhige, leicht aufbrausende Gemütsart bezeichnen wollten. Swente, der eine außerordentliche Vorliebe für Tauschhandel zeigte und bei derartigen Geschäften eine unglaubliche Zungenfertigkeit entwickelte, wurde dieserhalb kurz und gut „Professor“ genannt. Und „der Gefangene von Swartöde“ erhielt, teils weil es ihm an einem eigenen Namen fehlte, teils weil er so schweigsam war und so